

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 57 (1953-1954)
Heft: 24

Artikel: Der Jahrmarkt
Autor: Ramuz, C.F. / Weckerle, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-672624>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Jahrmarkt

Von C. F. Ramuz

Deutsch von Rudolf Weckerle

Inmitten der Ebene zieht sich die Strasse dem Fluss entlang. Zuweilen erblickt man den Fluss in einer Talmulde zwischen seinen Dämmen. Der Schneeschmelze wegen ist er grau. Die Leute, die auf der Strasse sind, bewegen sich, zwar nicht so schnell wie er, in der selben Richtung vorwärts. Von neuem nimmt man ihn zwischen zwei Pappeln wahr. Stets eilt er dahin, vielen krausen, wolligen Rücken von Schafen vergleichbar, die in ihrem Vorwärtslauf sich drängen und stossen. Sie versuchen, sich zu überholen, indem sie übereinandersteigen; manchmal scheint es, als ob eines über die andern hinwegspringen wolle, dann aber sinkt es in sich zusammen; ja, wie eine Herde von Schafen sieht es aus, der Hirt treibt sie vor sich hin, während der Hund bald auf der einen, bald auf der andern Seite nach vorn rennt.

Die Stille herrscht über diesen grossen Wassern. Sie wird nur gestört durch das Rascheln des Uferschilfes, das in der Strömung sich neigt; wie ein feines Knittern hört es sich an, so, wie wenn man mit der Hand über einen Seidenstoff streicht. Und da ist auch ein leises Pfeifen vernehmbar, das die strömenden Wasser verursachen, ein Rauschen, einem Flügel gleich, der die Luft durchschneidet; und hier ist ein Grashalm, der sich wieder aufrichtet, ein gebeugtes Schilfrohr, das sich wieder emporreckt, und dort ist ein von der Uferböschung herabhängender Weidenzweig, der von einem Wasserwirbel erfasst wird.

Auf der Strasse aber, da ist ein reges Leben. Ein Maultier zieht einen Leiterwagen, drei Männer hocken auf dem Sitz, und vier oder fünf sind hinten eingepfercht; und da kommt ein grosses rotes Lastauto mit Fässern daher; und da ist noch ein Maultier, eines mit einem Sattel. Ein strickendes Mädchen sitzt quer auf dem Sattel, beide Beine auf der selben Seite. Kinder, Männer, Frauen gehen zu Fuss in kleinen Gruppen am Rande der Strasse; quer über sie hin werfen die Pappeln ihre harten Schatten in regelmässigen Abständen. Man tritt in diese Schatten, man verlässt sie wieder, sie eilen einem über den Rücken,

dass man unwillkürlich den Kopf senkt. Und wenn die Frauen, deren Schürzen und Schals in der Sonne glänzen, in den Schatten treten, dann ist es, als ob sie auslöschten, und wenn sie ihn wieder verlassen, dann leuchten sie wieder auf.

Da ist auch ein alter Mann und eine alte Frau. Der Alte trägt einen Frackrock, der zwei Knöpfe am Rücken hat, und dazu ein hausgemachtes leinernes Hemd. Der Alte geht voraus. Die Alte folgt, unter ihrer Hutte gebückt. Sie trägt einen alten schwarzen und faltenreichen Rock, der ihr bis auf ihre derben Schuhe reicht; sie hält in der rechten Hand einen dünnen Strick, der um den Hals einer jungen weiss-schwarz gefleckten Ziege gebunden ist. Die Alte zieht, die Ziege leistet Widerstand und erstickt fast. Die Alte beugt sich, so weit es ihr möglich ist, nach vorn; das Tier stemmt und versteift sich auf seine Hinterbeine und macht plötzlich, mit bösem Gemecker, einen Seitensprung. Nun ist es der Alte, der sich umkehrt, er sagt etwas, die Pfeife im Mund und hebt seinen Stock. Ein Automobil, das vorüberfährt, macht der Ziege Angst, die Ziege springt nach vorn, die Ziege springt wieder rückwärts, und der Strick wickelt sich um die Röcke der Alten, die umzufallen droht. Sie befreit sich aus dem Wirrwarr. Der Hut ist ihr nach hinten gerutscht, vom Gummibündel wird er am Haarknoten noch festgehalten. Die Leute, die vorübergehen, rufen ihr etwas zu, und ihr Mann sagt ärgerlich: «Altes Vieh! Was ist denn los, Frau? Mach doch den Strick ein wenig kürzer!»

Was die Alte denn auch tut. Sie gehen weiter. Es wird ein langer Weg sein. Sie sehen, wie sie fortwährend von Leuten überholt werden. Maultiere mit ihren Wägelchen überholen sie im Trab. Auch die beladenen Maultiere, ja selbst die andern Fussgänger holen sie ein; und alles wegen dieser Geiss. Die beiden Alten sind ja auch nicht mehr so solid auf ihren Beinen; er, ganz gekrümmt, hilft sich mit einem Stock fort, und die Frau, die ist noch gebückter als er und sie hat nicht einmal einen Stock, wohl aber einen schwe-

ren und viel zu langen Rock, unter dem die rötlichen Spitzen ihrer derben, benagelten Schuhe hervorschauen. Zwei Alte, die seit dem frühen Morgen unterwegs sind, und das will etwas heissen.

So lässt man denn jene gewähren, die es eilig haben und vom Schicksal besser bedacht worden sind als die beiden. Beständig kommen Leute, und alle gehen in der selben Richtung, gegen Westen, wo sich in der Ferne am blauen Himmel zwei spitze Kegel abzeichnen, die auf dem Grunde der Ebene ruhen. Man könnte meinen, dass man dort den Inhalt zweier Hutten, die eine mit Erde, die andere mit Kies gefüllt, ausgeschüttet hätte.

Man geht seinen Weg. Die Rhone geht ihren Weg. Die Strassenböschung wird steil; nach einem Steinbruch erscheinen zur Rechten die Rebberge; man kommt zu einem Dorf. Es ist das letzte vor dem Hauptort. Die Alte hat mit ihrer Ziege von neuem Schwierigkeiten und zwar ausgerechnet vor den Fenstern der Häuser, und aus diesen Fenstern schauen Leute. Indessen wird Vater Mudry immer ungeduldiger, er schreit seine Frau an; dann sieht man ihn die Strasse verlassen und nach links abschwanken. Denn dort, ganz in der Nähe, ist das «Café du la Station». Das weiss der alte Mudry wohl, die Alte aber will nichts davon wissen und, immer an ihrem Stricklein zerrend, ruft sie ihm nach:

«He, Chrétien, nicht dort hin!»

Er aber hört nicht, und sie, was kann sie dagegen tun? Sie verwickelt sich in den Strick; wie könnte sie ihm so nachlaufen? Uebrigens ist er schon bei den beiden Oleanderbäumchen angekommen, diese sind voll Blüten, das eine hat weisse, das andere rote, und sie stehen, in ein halbes Fass gepflanzt, zu beiden Seiten des Eingangs zum Café.

Der Alte verschwindet hinter dem zwilchenen Türvorhang, dessen eine Hälfte er seitwärts geschoben hat, um mit dem Kopf durch die Oeffnung zu schlüpfen.

Man befindet sich hier unmittelbar neben dem Bahnhof. Die Strasse liegt auf der anderen Seite der Häuser. Ausser der Alten ist kein Mensch vor dem Café; die Ziege wird immer ungeduldiger, sie macht ihre Sprünge, bald nach rechts, bald nach links, gebärdet sich an ihrem Strick wie toll und meckert kläglich.

Unterdessen hat sich der Alte mit dem Wirt des Restaurants, einem dicken Herrn, der über

seinem Hemd Hosenträger mit darauf gestickten roten Kreuzen trägt, in ein Gespräch eingelassen, dieser sagt:

«Ah! Vater Mudry, Ihr seid's! Wie geht's? Man schlägt sich durch?»

Mudry setzt sich.

«Seid Ihr unterwegs?»

«Ja, mit der Ziege.»

«Wie alt ist sie?»

«Zwei Jahr'.»

Da tritt mit seiner roten Mütze der Bahnhofvorstand ein. Bevor der Zug ankommt, hat er just noch Zeit ein Glas zu trinken. Man hat ihn sofort bedient; Mudry hat es nicht so eilig.

«Was nehmt Ihr?»

«Einen Dreier.»

Man fängt wieder zu plaudern an. Mudry möchte wissen, ob die Preise für das Kleinvieh auf dem Markt schon festgesetzt seien, und ob sie steigen oder sinken würden. Wenn das Angebot gross ist, sinken sie; ist dagegen die Nachfrage gross, steigen sie. Der Wirt muss auf dem Laufenden sein.

Der Alte hebt sein Glas, sie trinken sich Gesundheit zu. Mudry aber schläft halb ein; ist die Sonne, der Wein oder sein Alter schuld daran? Der Wirt sagt mit lauter Stimme Zahlen herunter, der andere hört sie aber nicht mehr. Mudrys Kopf senkt sich nach und nach auf die Tischplatte, dann richtet er ihn plötzlich wieder auf, von neuem aber neigt er sich wieder nach vorn.

In diesem Augenblick teilt sich der zwilchene Türvorhang; die Alte ruft dem Mudry. Sie steht auf der obersten der drei Treppenstufen, die zur Türe führen. Sie wird von der Ziege rückwärts gezerrt; beim Steigen hat sie sich mit ihrer alten, kleinen, beinahe schwarzen Greisenhand am Geländer festgehalten. Sie sagt: «So, sei ruhig, Blanche! Ruhig! Verstanden? Ich komm' ja wieder!»

«He, Mudry!»

Der Wirt legt seine Hand auf Mudrys Schulter:

«He, Mudry! Deine Alte ist da.»

Mudry gähnt lange, reibt sich die Augen und schaut um sich:

«Noch einen Dreier.»

Indessen hört man vor der Türe eine flehende Stimme:

«Oh, Chrétien!»

«Oh,» sagt der Wirt, «das ist der letzte, nicht wahr, Mudry?»

Bei der Einfahrt des Zuges in den Bahnhof zittern die Grundmauern des Hauses; dann hört

man das Kreischen der Bremsen, eine Stimme ruft den Namen der Station. — Der Zug fährt wieder ab mit einem sanften Rollen, das nur hin und wieder unterbrochen wird durch das Ziehen und Stossen der Kuppelungen zwischen den einzelnen Wagen. Es ist ein elektrischer Zug; elektrische Züge pfeifen nicht, auch kann man keinen Rauch sehen; dass der Zug abgefahren ist, merkt man nur an der wiederkehrenden Stille, die von dem Gesumm der Fliegen erfüllt ist; viele von ihnen sind schon auf den Leim gegangen, der an den zapfenziehartig geformten Papierbändern klebt, die von der Decke niederhängen; die übrigen Fliegen aber bilden zwischen den Dingen und dem Beschauer einen schwarzen und sich bewegenden Tüllvorhang. Und durch diesen hindurch sieht man den Mudry, der gähnt, den Mudry, der trinkt, den Mudry, der von neuem sein Glas füllt; endlich steht er auf. Die Alte seufzt und geht vorsichtig die Stufen hinunter. Ihr Mann gesellt sich zu ihr und wieder geht sie hinter ihm drein. Wieder sind sie auf der Strasse; und wieder ist vor ihnen, in der Ferne, der dreieckförmige Ausschnitt, den die beiden Talhänge in den Horizont zeichnen, und da sind auch wieder diese beiden Höcker; nun kann man genauer unterscheiden, dass sie aus Felsgestein gebildet sind, zwischen den Steinschichten ziehen sich Grasbänder hin. Würde man auf einen der beiden Hügel steigen, so könnte man das ganze Land in seiner Gesamtheit und Struktur sehen, man würde den Blick bis zu den weissen Eiskristallen der Höhe heben, die wie Tafelgeschirr im Lichte glänzen, man könnte aber auch bis auf den Grund dieser Landschaft, dieses riesigen Gefässes, sehen, dessen eine Seite, die südliche, terrassenförmig ist und im Schatten liegt; sie ist schwarz, von Tannenwäldern bedeckt, und von tiefen, nachtdunklen Schluchten durchfurcht; die andere Seite, der Sonne ausgesetzt, ist abschüssiger, nackt und glatt, sie senkt sich geradlinig zu Tal, hat an ihrem untern Teil Rebberge, oben sind felsige Hänge, die braungebrannt sind, so wie das Gesicht und die Arme der Mädchen, die im prallen Sonnenlicht arbeiten.

Man würde wahrnehmen, wie oben die Kälteregeion beginnt, wo während des ganzen Jahres die Niederschläge in festem Zustand sich halten; und man würde sehen, wie unten, gleichsam am Ende, die gute, pflanzenreiche Erde ist, die man nur zu bewässern braucht, auf dass sie Spargeln, Aprikosen, Trauben, in Ueberfülle hervorbringt. Man würde auch, je weiter hinab man

den Blick schweifen lässt, die Wohnstätten der Menschen wahrnehmen, die noch weiter unten zu Dörfern sich vereinigen, bestehend aus kleinen schwarzen Holzhäusern, und dann, in den grösseren Dörfern und Städten, da sind die Häuser aus Stein. Und in der Ferne erblickt man, von oben gesehen, in der Richtung der beiden Hügel, sogar eine ziemlich grosse Stadt. Auf der Talsohle würde man auch eine Strasse, die Bahnlinie und den Fluss wahrnehmen, alle drei verlaufen parallel. Die Strasse ist dunkel, das Bahngeleise glänzt, der Fluss ist wie silbernes Pflaster; sie bilden drei mehr oder weniger gerade Linien, denn die Strasse und die Bahnlinie streben den Dörfern zu, und die Rhone, die den dreien ausweicht, geht ihren Weg, bald gerade aus, bald in einem Bogen, um einen Felsvorsprung, den das Gebirge vorschleibt, zu umgehen. Der Fluss windet sich wie eine Schlange. Auf dieser Strasse und auf allen Wegen, die durchs Tal führen, würde man auch viele, sich auf den selben Ort hinbewegende schwarze Punkte sehen.

Dort, an jenem Ort, ist die Stadt, wo Markt gehalten wird.

Die Strasse wird vom Verkehr mehr und mehr gesperrt; und die beiden Mudry, der Alte und die Alte geraten in das Gedränge; er geht immer voraus, sie hinten nach, er mit seinem Stock, sie mit ihrer Ziege. Der beiden Alten Gang wird immer schleppender. Mehr und mehr gebückt gehen sie. Ihre Blicke heften sich an den Boden, wo der Asphalt schmilzt und flüssige und glitzernde Lachen bildet, die einem an den Sohlen kleben. Heuschrecken hat es in Massen; ebenso Bremsen, die eine besondere Vorliebe für schwarze Kleider haben. Der Rock der Alten ist ganz übersät mit ihnen. Von Zeit zu Zeit gibt sie sich mit der Hand, die sie frei hat, einen klatschenden Schlag auf den Nacken, um die bösen stechenden Plagegeister zu vertreiben. Die Ziege wird ungeduldig, die Ziege fängt wieder an sich wie toll zu gebärden. Die Alte ist ganz in Schweiß gebadet, an ihrer Nasenspitze hängt ein bräunlicher Tropfen. Der Mund ist ihr voll Salz. Und da sind noch diese Worte, diese Neckereien, die ihr die Leute im Vorbeigehen zuwerfen, die man zwar wegen des Lärms nicht versteht, aber sicherlich macht man sich über sie nur lustig, sie sieht wohl, wie die Leute lachen; nun möchte sie am liebsten weinen. Sie ist so müde! Und vor ihr, da ist dieser Mudry, ihr Mann, den nichts aus seiner Ruhe bringt; sein Oberkörper wippt auf und ab, auf und ab, und jedesmal pflanzt er seinen Stock in den Asphalt.

Oh, Herrgott! Mudry hat die Hände frei, Mudry muss nichts hinter sich her ziehen, Mudry muss nichts tragen, sie aber knickt unter ihrer Hutte, obwohl sie leer ist und die so warm gibt, fast entzwei.

Man ist nun mitten in den Rebbergen; über die niedere Mauer hinweg erblickt man die Reihen der Rebstöcke, die am Rande der Gräben stehen, die man für die Ableger macht. Die umgegrabenen Erdschollen haben noch den matten Glanz der Grabschaufel bewahrt; zwischen der Erde schimmern Schieferstücke.

Die beiden Hügelkuppen, den Warzen einer Riesenbrust vergleichbar, wachsen zum Himmel empor. Der Weg der Marktleute führt zwischen den beiden Hügelkuppen durch.

*

Der Mittag ist nah. Der Platz, wo der Kleinviehmarkt abgehalten wird, ist schon gedrängt voll Tiere und Leute. Da sind die Verkäufer, die ihre Tiere an den Mann bringen möchten. Ziegen, Schafe, Schweine. Die ganz kleinen Tiere sind in Kisten, die mit einem Netz zugedeckt sind, das sie am Entwischen hindert, die grossen sind an einem Fuss festgebunden, oder mit einem Strick um den Hals.

Aus Mangel an Platz, richten sich die beiden, so gut es geht, ein. Sie haben nichts anderes zu tun, als warten. Der einzige Unterschied ist der, dass sie nun ihrer zwei sind, die warten müssen. Sie, ja sie, ist es gewöhnt, Mudry aber grollt, er geht um die Ziege herum, die an einem Pfahl festgebunden ist. Wo bleiben nur die Käufer? Männer, die Hände in den Hosentaschen, gehen vorüber, werfen mit gleichgültiger Miene einen Seitenblick auf die «Ware»; nun stehen sie still, und Mudry geht auf sie zu, aber schon sind sie wieder fort, und ihnen nachlaufen, das wird man bleiben lassen. Wieder kommt ein Mann, dann wieder ein anderer; dieser scheint sich zu entschliessen, er geht auf die Ziege zu, täschelt sie, macht ihr das Maul auf, schaut hinein und wendet sich dann zu Mudry:

«Wieviel?»

Mudry sagt einen Preis, der andre zuckt die Achseln und geht. Mudry schlägt mit seinem Stock auf den Boden. Sie aber, sie schickt sich in alles; sie bleibt auf ihrem Platz, sie rührt sich nicht, die Hände hält sie gefaltet in ihrer Sonntagsschürze. Von der Kathedrale hört man halbeins, dann Viertel vor ein Uhr schlagen. Die Zeit wird lang. Und

endlich, es mag schon bald ein Uhr geschlagen haben, und nach langem Feilschen, ist die Ziege verkauft worden an einen von ihren Nachbarn, der sich zufällig auf dem Markt befand. Die Alte denkt an den langen Weg, den sie um nichts gemacht haben, denn dieses Geschäft hätte sich ebensogut zu Hause und ohne grosse Anstrengungen machen lassen. Die armen Leute haben eben nie Glück. Mudry denkt nicht weiter darüber nach; er ist entzückt, weil er das Geld gut brauchen kann und weil er aus seinem Tier mehr gezogen hat, als er zu hoffen gewagt: fünfzig Franken, bar ausbezahlt. Er klimpert mit den Geldstücken und dreht mit den Fingern die Banknötlein und lässt sie in seine Tasche gleiten. Er schaut seine Frau an, sie schaut ihn an; sie sagt zu ihm:

«Wieviel gibst du mir?»

«Dir geben?»

Er scheint kein Gehör zu haben.

«Ja», sagt sie, «ich muss manches einkaufen für den Haushalt.»

«Für den Haushalt?»

«Für Reis, Makkaroni, Seife, Waschpulver und dann für eine neue Suppenpfanne, weil die alte rinnt.»

Er wird etwas nachgiebiger, fragt sie aber unwirsch:

«Nun, wieviel, wieviel brauchst du denn?»

Sie hat gesagt:

«Dreissig Franken.»

Er:

«Dreissig Franken!»

«Ja», sagt sie, «dann bleiben dir noch zwanzig. Das sind noch viel zu viel für das, wofür du sie brauchen wirst! Denn ich weiss wohl, wofür du das Geld ausgeben wirst, das wir für den Haushalt so nötig hätten.»

Sie schwatzen eifrig aufeinander ein und stecken die Köpfe zusammen, die sich fast berühren.

«Willst du fünfundzwanzig?»

Sie schüttelt den Kopf.

Er aber zieht das Geld aus seiner Tasche:

«Teil es ein . . . Wenn du mit Einkaufen fertig bist, wartest du mir vor dem Laden des Anthamatten.»

Er geht mit seinem Stock davon. Sie humpelt mit ihrer Hutte in entgegengesetzter Richtung weiter. Klein ist sie mit ihrer Hutte. Von hinten gesehen, verschwindet ihre Person ganz hinter dem riesigen Korb aus Weidengeflecht, dessen Träger, die ebenfalls aus Weidenruten gedreht sind, ihr

in die Schultern schneiden; einzig ihr schwarzer Rock kommt unten hervor, der Kopf und der Oberkörper sind verschwunden, so geht sie der Strasse entlang. Die Trottoire sind schmal und überdies voll Leute. Sie muss beständig ausweichen, sie wird von allen Seiten gestossen. Sie tritt in einen mit Leuten vollgestopften Laden; sie bleibt bei der Türe stehen, in der Meinung, dass man dort auf sie aufmerksam würde, jedoch mit dem Erfolg, dass alle Leute vor ihr bedient werden. Der Laden hat sich geleert, und sie ist immer noch dort. Sie kauft ihren Zucker, den man ihr abwägt und den Reis, den man ihr ebenfalls abwägt, die Makkaroni aber werden in fertigen Paketen, per Nettogewicht verkauft. Ein erster Laden, ein zweiter, ein dritter, und immer ist sie auf den Füßen, unter ihrer Hutte gebeugt, die schwer wird. Und sie geht von neuem durch das Menschengewühl der Strassen. Noch hat sie nichts getrunken, nichts gegessen. Es schlägt zwei Uhr.

*

Maurice hatte zu Victorine gesagt, dass er sie hinter dem Gefängnis wieder treffen werde. Dort, am Gefängnis vorüber, geht ein steiles Gässchen, es verliert sich bald am felsigen Hang zwischen mächtigen Felsblöcken, die in grosser Unordnung durcheinander liegen. Für ein Stelldichein ist hier ein günstiger Ort. Maurice war bei den Burschen seines Dorfes geblieben; sie waren ins «Croix fédérale» trinken gegangen. Das Café liegt dicht an der Strasse; um es zu betreten, muss man drei Stufen hinabsteigen. Victorine war aus einem andern Dorf; die Burschen sind dort eifersüchtig, sie haben es nicht gern, wenn fremde Burschen kommen, um ihnen ihre Mädchen zu stehlen. Maurice hatte zu Victorine gesagt:

«Um zwei Uhr, hinter dem Gefängnis, nimm dich aber in acht!»

Sie hatte ihm gesagt:

«Auch du, nimm dich in acht!»

So war er denn mit fünf oder sechs Burschen seines Alters in die obgenannte Wirtschaft getreten. Diese war ziemlich düster, voll Leute, die bereits getrunken hatten, nicht viel, aber es ging schon recht lärmend und munter her und zu. Und an jenem Tag war es nicht leicht, die Gäste sogleich von einander zu unterscheiden, zumal dichte Rauchschwaden den Raum füllten; es war, als ob jeder einen Schleier über Kopf und Schulter trüge, er war wie ein zweites Kleid, das zwar immer wieder in Stücke gerissen, jedoch ebenso geschwind wieder zusammengeflickt ward.

Maurice und seine Kameraden hatten nicht sofort bemerkt, dass am andern Ende der Wirtsstube die Burschen aus dem Dorf, wo Victorine her war, Platz genommen hatten; diese waren schon vor den andern da und hatten sie auch zweifelsohne erwartet. Trotzdem taten sie nicht dergleichen, diese Burschen, als sie Maurice die Türe öffnen sahen, sie hatten nur schnell die Köpfe gesenkt, ihre vollen Gläser vor sich, sie tranken sich Freundschaft zu. Ja, sie sind Freunde, jeder kennt den andern, sie sind eine Gemeinschaft. Nun sagen sie einander etwas, Maurice aber hatte nichts verstanden. Dann hatten sie sich ruhig verhalten, sie redeten leise; die übrigen Gäste indessen verführten einen um so grösseren Spektakel, Faustschläge dröhnen von den Tischen, einzelne Rufe ertönen, lautes Gelächter erschallt, jemand stimmt ein Scherzliedchen an, das aber bald wieder verstummt. Man weiss nicht, hat man den Sänger zum Schweigen gezwungen, oder ist das Lied in diesem Heidenlärm untergegangen. Da ist ein Lärm, vergleichbar der Brandung am Ufer des Sees bei einem Unwetter. Und mitten drin, da sind zwei Inseln, auf denen nahezu Stille herrscht, nämlich am Tisch, wo Maurice und seine Kameraden sitzen, und am andern Tisch, wo die Burschen eines andern Dorfes sind. Die einen, wie die andern redeten unter sich. Sie beobachteten sich gegenseitig, tun aber, als ob nichts sei. Es gilt seinen eigenen Vorteil zu ergattern und kaltes Blut zu bewahren. Mit Ueberlegung und Taktik muss man vorgehen. An beiden Tischen trinken die Burschen, aber nicht viel.

Da — mit einem einzigen, laut gerufenen Wort hat es seinen Anfang genommen, mit einem Wort, das man in die Stille, die einen kurzen Augenblick geherrscht, hineingeschleudert hatte, so dass es verstanden werden konnte; und dieses Wort, es war gekommen vom Tisch der Burschen aus dem Dorfe, wo Victorine her war; und einer unter ihnen, namens Coudurier, der früher längere Zeit mit Victorine eine Liebschaft hatte; und nun — hat man sie ihm nicht weggestohlen? Er hat gesagt:

«Du, sag, Crettenand! (Das war der Familienname von Maurice.)

Maurice ist aufgestanden und hat gesagt:

«Hier bin ich, was willst du?»

Während seine beiden Tischnachbarn ihn nötigten, sich wieder zu setzen, indem sie ihn an den Armen fassten und ihn an beiden Armen festhielten, begann er wieder:

«Was willst du, Coudurier?»

«Du bist mir zu weit weg», sagte Coudurier; «wenn du es wissen willst, so komm näher!»

Nun setzt sich Maurice zur Wehr; die beiden andern halten ihn zurück; wie er sich aber erheben will, stösst er sein Weinglas um, klirrend zerbricht es auf dem Boden, so dass alle Gäste ihre Hälse recken. Am Tische von Coudurier hatten sich alle, wie ein Mann, erhoben, und an Maurice' Tisch desgleichen. Ein Stuhl poltert zur Erde. Zwei Dörfer erklären sich den Krieg. Die Gäste, die im mittleren Teil der Stube, zwischen den beiden Parteien Platz genommen hatten, rücken auseinander, und schon ist ein offener Durchgang zwischen den beiden Tischen entstanden. Ein Krieg zwischen zwei Dörfern. Er hat angefangen wie alle Kriege: mit einer grossen Stille vor dem Sturm. Maurice rückt vor, hinter sich die beiden Burschen mitschleppend, die ihn immer noch an den Armen zurückhalten; und da ist auch Coudurier, der sich mit einem schallenden Gelächter zum Kampf stellt. Maurice kommt näher, bis dicht vor Coudurier. Er hat zu Coudurier gesagt :

«Red! Hier bin ich.»

Coudurier umklammert mit der Faust sein Glas und schleudert dessen Inhalt Maurice ins Gesicht. Nun gerät alles in Aufruhr. Sie stürzen aufeinander los. Man schreit. Tische stürzen um, Fensterscheiben klirren, elektrische Birnen regnen auf die Köpfe nieder. In den Weinlachen glitscht man aus. Die Schlacht ist in vollem Gang. Die Leute flüchten sich durch die Tür, die auf die Strasse hinausgeht; in der Stube aber, da sieht man nur noch erhobene Arme, die mit einer Flasche, einem Stock, oder einem Stuhl bewaffnet sind. Arme heben sich und schlagen drein; ein Mann kollert zu Boden, ein anderer stürzt über ihn hin, ein dritter greift aus dem Hinterhalt an. Man hat die Polizei benachrichtigt. Wer sich bis jetzt noch in der Wirtsstube befand, hat sich durch die Hintertür in die Küche gerettet und von dort hinaus in ein Seitengässchen. In der Wirtsstube ist vieles in die Brüche gegangen; kein Mensch ist mehr drin, wohl aber ein wüster Haufen zerbrochener Möbelstücke; in Weinlachen glänzen Scherben und Splitter von zerbrochenen Flaschen und Gläsern. Da und dort sind Blutflecken sichtbar.

Die alte Mudry wartet geduldig vor dem Laden des Anthamatten.

*

Victorine wartet hinter dem Gefängnis. Maurice muss sich verspätet haben. Die Kirchenguhr hat

halb drei geschlagen und dann ein Viertel vor drei. Er ist immer noch nicht gekommen. Sie sagt sich:

«Was ist ihm nur zugestossen?»

Sehr brav sass sie hinter einem Felsblock verborgen; von Zeit zu Zeit streckte sie vorsichtig ihren Kopf hervor, um zu spähen, ob er komme. Er kam nicht. Ach, warum noch dieses lange Warten, nach all dem, was sie schon zu ertragen gehabt hatte? Sie wusste ja recht gut, dass man ihr Verhalten nicht gerne sah, und das hatte man ihr auch schon auf mancherlei Art und Weise zu verstehen gegeben. Drohbriefe erhielt sie; üble Sachen wurden ihr während der Nacht vor die Tür gelegt. Eifersüchteleien aller Art. Das Dorf rächt sich. «Was für ein Unrecht habe ich ihnen, den Burschen getan, dass sie alle gegen mich sind? Nicht nur Coudurier allein, was noch begreiflich wäre, obwohl ich ihm ja nie etwas versprochen habe. Warum sind auch alle andern gegen mich? Ach, welch ein Unglück! Warum bin ich nur in einem Dorf auf die Welt gekommen? In den Städten ist es nicht so. Und all mein Elend ist nur darum, weil er nicht aus dem gleichen Dorf ist wie ich. Wandert Liebe nicht in alle Ferne? Wer könnte sie daran hindern? Und wir beide, wir lieben uns, das hat er mir gesagt, und ich hab' es ihm gesagt; nun ist da Böses dabei? — Was ist ihm nur zugestossen?» so denkt sie.

Bald genug sollte sie noch zu sehen bekommen, was ihm zugestossen war. Wie sie ein letztes Mal über den Rand des Felsblockes schaut, erblickt sie die rotbraunen und ineinandergeschachtelten Dächer der Stadt, die vom Glockenturm überragt werden. Ein Weglein, unterbrochen von Treppenstufen, führt von der Stadt her auf sie zu. In der Nähe zeichnen sich die Stufen deutlich ab, mehr in der Ferne aber, in der Richtung auf die Stadt zu, sind sie jedoch immer weniger gut erkennbar, zuletzt gar nicht mehr. Auf diesem Weglein sieht sie einen Mann kommen; sie hat sich gesagt: «Er ist es nicht.» Derjenige, der daherkam, hinkte ein wenig. Es sah aus, als ob er nur mit einem Fuss auf den Boden treten könne und es mit dem andern nicht wagen würde; so entsteht zwischen zwei Schritten eine Art Leere; sein Gang ist nicht mehr regelmässig und straff. Der Mann «fällt» nach vorn, er richtet sich wieder auf, er «fällt» von neuem nach vorn. — Trotz alledem, er war es doch, denn nun sah sie ihn genau. Und wie sie ihn so von oben herab in der Sonne sah, erkannte

sie ihn genau an der Farbe seiner Kleidung, an seinem Gang, seiner Gestalt. Ja, er ist es. Und indem sie sich ganz aufrichtet, winkt sie ihm zu. Den Platz, wo sie ist, kennt er gut und auch er winkt ihr. Dann geht er wieder hinkend weiter.

Mein Gott, was ist mit ihm geschehen?

Er zieht ein Nastuch aus seiner Tasche, dieses Nastuch hat eine seltsame Farbe, man weiss nicht ob es gelb, oder rot, oder rosenrot ist. Er fährt sich damit über den Mund und schneuzt sich dann.

Er ist noch näher gekommen. Da, ist es nicht, als ob ihm ein roter Kinnbart wachse? Er wischt ihn mit seinem Taschentuch weg; jedoch so oft er auch wischt, der Bart wächst sogleich wieder nach; ein Blutbächlein rinnt ihm unterhalb des Ohrs die Wange herab.

«Oh, was hast du? Und wie haben sie dich zugerichtet! Habt ihr euch gestritten? Mit Coudurier?»

«Oh! Er war nicht allein.»

«Wieviel waren von den andern?»

«Vier oder fünf.»

«Oh!» sagt sie, «das ganze Dorf. Macht es dir weh?»

Er zuckt die Achseln.

«Nicht zu sehr», sagt er, «aber das Bein.»

«Was hast du am Bein?»

«Ich weiss nicht, ich habe hier einen Schlag erhalten.»

Sein Anzug ist auf der vordern Seite ganz durchnässt. Er erklärt:

«Ich versuchte mich am Brunnen zu reinigen, aber ich konnte mich nicht sauber bringen.»

Ein Auge hat er geöffnet, das andere geschlossen. Und wie er wieder anfängt, sein Gesicht abzutrocknen, da nimmt auch sie ihr Taschentuch hervor und wischt ihm damit sehr sanft über sein blutendes Ohr und über die Wange hin, als liebteste sie ihn. Er lächelte ihr zu, sie aber, sie erschrickt, wie sie sieht, dass auch ihr Taschentuch mit Blut befleckt ist.

«Ach! Maurice», sagt sie, «was sollen wir nun anfangen? Wir werden uns ja nie heiraten können, wenn alle Welt gegen uns ist.»

«Hör mir zu», sagte er, «gewiss, das wird nicht leicht sein. Wenn ich aber auf dich zählen kann, dann . . .»

«Oh! natürlich!» sagt sie.

«Du hast mir ja Treue geschworen», sagt er.

«Und auch du hast mir Treue geschworen», sagt sie.

«Nun, so sind wir einander versprochen und weil wir einander versprochen sind, wird alles gut gehen. Das andre kümmert mich nicht.»

«Oh!» sagt sie, «glaubst du? Oh, es blutet immer noch!»

«Das ist nicht schlimm, sorg' dich nicht!»

Er hat sich neben sie gesetzt. Er hat noch gesagt:

«Man wird vielleicht Geduld haben müssen, aber Geduld, das haben wir, und treu sind wir einander auch, sag, Victorine?»

Sie vergewissern sich, ob niemand sie sehe; dann haben sie sich an den Händen gefasst.

Eins hat dem andern die Hand gegeben. Das ist ein gutes Heilmittel. Sie schweigen.

Auf einmal spuckt er Blut:

«Die Saukerle haben mir zwei Zähne eingeschlagen. Die werden mir's noch büssen!»

«Oh, nein! Maurice, nein, versprich es mir!»

Bei einem Stelldichein zweier Liebenden verstreicht die Zeit geschwind. Hinkend ist er wieder fortgegangen. Sie folgt ihm mit den Augen, bis dass er hinter den ersten Häusern der Stadt verschwunden ist.

Die Alte wartete immer noch vor dem Haus des Anthamatten.

*

Unterdessen zog ihr Alter von Wirtshaus zu Wirtshaus.

Man trifft Bekannte. Man sagt:

«So, Mudry, du lebst auch noch? Wie geht's? Kommst du ein Glas trinken?»

Man trinkt ein Glas und dann noch eins. Und von neuem ist man auf der Strasse.

«Eh, Mudry! Du hast doch einen kleinen Augenblick Zeit. Du hast es ja nicht eilig.»

«O doch», sagte er, denn er dachte an seine Frau und auch an sein Geld, das er für die Ziege erhalten hatte, viel war ihm davon nicht mehr übrig geblieben.

«Komm doch, Mudry! Wenn man sich wieder einmal sieht . . . Mach mir doch keine Ränke.»

Man stösst die Tür auf, er tritt ein.

Sie, ja sie wartet vor dem Schaufenster bei Anthamatten, wo ein schöner junger Mann ausgestellt ist mit steifem Kragen und gestreifter Kravatte. Sein Gesicht ist braun, die Augen blau. Er trägt einen marineblauen Anzug; die schönen Bügelfalten der Hosen fallen schnurgerade bis zu den zierlichen kleinen Schuhen. Im Fenster neben an lächelt unter ihren weissen Schleiern eine Kommunikantin. Da sind noch Damentäschchen in allen Formen und Farben, auch Hüte nach der

neuesten Mode, Fläschchen mit Eau de Cologne, und noch eine Menge Sachen, die unsere alte Mudry gar nicht beachtet hat. Das alles ist ja nichts für sie. Uebrigens kehrt sie dem Schau- fenster den Rücken. Alles was sie braucht, ist in ihrer Hutte, die sie auf das Gesimse des Schau- fensters stützt, um es sich leichter zu machen. Die

Marktleute gehen an ihr vorbei, manche streifen oder stossen im Vorübergehen an sie, dann rutscht sie ein wenig auf die Seite, und beide Hände gegen ihre Last stemmend, tastete sie mit den Finger- spitzen nach dem Rand des Gesimses.

Sie hat nichts gegessen, den ganzen Tag nicht. Es schlägt vier Uhr. Sie wartet.

Letzten Sonntag . . .

Letzten Sonntag sass ich neben einem Fräulein. Nun — das ist an sich nichts Aussergewöhnliches. Kann jedem einmal passieren. Wenn das Fräulein hübsch ist, warum sollte man etwas dagegen haben? Wenn das Fräulein sehr hübsch ist — um so besser! Das Fräulein, neben dem ich letzten Sonntag sass, war sogar ein hinreissend reizendes Mädchen. Blitzblaue Augen, die lachen und stau- nen, die strahlen konnten, dass man meinte man müsse das Fräulein nächstens jubeln hören. Ein freches Näschen — gerade recht. Ein entzücken- der Mund; rechts ein Grübchen und — dass ich's nicht vergesse — links auch eins. Reiche, hell- blonde Locken — pardon: von selber blond! — guckten unter dem kleinen, roten Hütchen hervor. Lange, schlanke Hände hatte sie und entsprechende Beine, dazu kleine nervöse Füsse, die keinen Augen- blick ruhig bleiben konnten. Wenn ich das Mäd- chen so genau beschreiben kann, so kommt das davon her, dass ich lange neben ihm gesessen habe.

Nach den ersten zehn Minuten bot sie mir Erd- nüsschen an. Hätte ich nein sagen sollen? Sie nahm ja von mir auch Feuer an, und als ihre Zi- garetenschachtel leer war, rauchte sie — mit mir — auch noch meinen Vorrat zu Ende.

Schon nach zwanzig Minuten aber riss sie mich am Rockkragen, dass der gute in den Nähten nur so krachte und ächzte. Als ich sie anlächelte, brüllte sie mir ins Gesicht. Jawohl — sie brüllte. Irgend etwas. Ich verstand nicht, was sie meinte. Aber brüllen konnte dieses blonde Wunder — ich sage Ihnen!

Etwas später schüttelte sie mir begeistert die Hand und ich schüttelte zurück. Wir hatten aller- dings noch keine fünf Worte gewechselt und vor- gestellt hatten wir uns einander auch noch nicht.

Denn sie kannte mich nicht. Und ich kannte sie auch von Haar und Haut nicht, was sie aber nicht hinderte, mich nach fünfunddreissig Minuten zu schlagen. Und das Schönste: Ich liess mir's ge- fallen. (Sie war ja so reizend!) Mit der flachen Hand schlug sie mir auf den Oberschenkel — und wie sie Hiebe austeilte! Bevor ich recht wusste, wie mir geschah, schlug sie mir auf den Rücken. Wuuumm! — dröhnte es in meinem Brustkorb, und dann gab sie mir ihren Hut zum Halten, ver- schnaufte ein wenig und fuhr sich mit einem Kamm durch die Haare.

Nach fünfzig Minuten etwa begann sie mir auf den Fuss zu treten. O nein — nicht etwa diskret und zärtlich, wie wir Männer das etwa unter dem Tisch ganz nett finden. Grob trampelte sie mir auf die glänzenden Spitzen meiner Sonntagsschuhe! Immer wieder, und zwischenhinein hieb sie auf meinen Oberschenkel, um ja nicht aus der Uebung zu kommen.

Als etwa eine Stunde um war, warf sie meinen neuen Regenmantel mehrmals in die Luft und dann fing sie systematisch an, meinen nagelneuen, eleganten, weichen Strohhut zu zerrupfen. Erst rupfte sie ganz bescheiden ein Stückchen vom Rand ab, dann riss sie grössere Stücke weg und zerbröselte sie zwischen den Fingern — strahlend, lachend und ohne mich anzusehen. Das ging noch eine ganze Weile so weiter, bis sie dann plötzlich mit einem lauten Jubelruf aufsprang und mir regelrecht um den Hals fiel, als unsere Elf, zehn Sekunden vor Schluss der zweiten Halbzeit, das entscheidende Goal schoss.

Gestern habe ich das schöne Fräulein getrof- fen. Es hat mich nicht erkannt.

Fridolin